

Wenn das Schachspiel zur Droge wird

Die Netflixserie «The Queen's Gambit» erzählt von einem unwahrscheinlichen Aufstieg – und hat selbst Kubrick etwas voraus

LORY ROEBUCK

Grosse Geduld und kühnes Kalkül sind zentrale Qualitäten, die beim Schachsport erforderlich sind. Das Hin-und-Her-Schieben der 32 Figuren ist, wenn nicht gerade die Speed-Variante zum Zug kommt, weder besonders dynamisch noch besonders ergreifend – also kaum filmtauglich. Wenn grosse Regisseure wie Ingmar Bergman oder Stanley Kubrick trotzdem eine Schachszene inszenierten, verfolgten sie mit dieser meist eine metaphorische Absicht. Nicht das Spiel an sich interessierte sie, sondern das, wofür es steht.

In Kubricks «2001: A Space Odyssey» wird der Astronaut Frank schon zu Beginn des Films vom Bordcomputer HAL 9000 zügig Schachmatt gesetzt. Was hier bereits anklingt, ist die Überlegenheit der künstlichen Intelligenz über ihre menschlichen Mitreisenden; eine Überlegenheit, die später mörderische Züge annimmt. In Bergmans «The Seventh Seal» ist Max von Sydows Gegenspieler niemand Geringeres als der Tod. Der von Sydow zu einer Partie herausgefordert wird, auf dass dieser sein Ableben möglichst lange hinauszögern kann.

Die neue Netflix-Miniserie «The Queen's Gambit», die von einem Waisenmädchen erzählt, das zum Schachwunderkind avanciert, bemüht sich auch um Metaphern. «Hast du vielleicht den König als Vater und die Dame als Mutter gesehen?», fragt eine Reporterin, nachdem Beth Harmon (Anya Taylor-Joy) ihre ersten paar Turniere gewonnen hat. «Das sind nur Figuren», entgegnet diese. «Was mir zuerst auffiel, war das Brett. Es ist eine ganze Welt mit nur 64 Feldern. Ich kann es kontrollieren und beherrschen.»



Nimmt es mit allerlei Männern auf: Schach-Profi Beth Harmon (Anya Taylor-Joy).

NETFLIX

Mit Kater an die Partie

Solche Dialoge haben wenig von Bergmans Kunstfertigkeit oder von Kubricks Feinsinn, dafür gelingt «The Queen's Gambit» etwas ganz anderes: Die siebenteilige Serie des Regisseurs und Drehbuchautors Scott Frank, nach einem 1983 erschienenen Roman von Walter Tevis, macht auch den Schachsport an sich aufregend. Das liegt einerseits daran, dass die Spielszenen hier in eine wunderbar eskapistische Coming-of-Age-Geschichte verpackt sind. Dass es Beth Harmon zum Schach-Profi bringt, wissen wir bereits nach den ersten Minuten. Die Serie setzt im Jahr 1967 ein. Wir sehen, wie sich Beth aus der Badewanne zieht, zwei Pillen mit einem Schluck Wodka hinunterspült und schliesslich in einem Raum voller Fotografen verkatert zu ihrer Schachpartie erscheint.

Wir ahnen also bereits, dass Beths Aufstieg untrennbar mit einer Alkohol- und Drogensucht verknüpft ist, noch bevor die Serie unmittelbar darauf in die Kindheit der Protagonistin zurückspringt und also von vorne beginnt. Beths Mutter kommt bei einem Unfall ums Leben, worauf das neunjährige Mädchen in einem Waisenhaus aufgenommen wird und dort beim Hausmeister Mister Shaibel (Bill Camp) die Grundlagen des Schachs erlernt.

Das Mädchen verfügt offenbar über mathematische Begabung. Die Nächte jedenfalls verbringt es damit, vor seinem inneren Auge Schachpartien durchzuspielen. Beth starrt dabei an die Decke, wo sie sich – zugehörnt mit Beruhigungstabletten – ein auf den Kopf gestelltes, schummrig leuchtendes Schachbrett vorstellt. So sieht auch der Zuschauer, wie Beth in zunehmenden

Tempo mit verschiedenen Zügen experimentiert. Ein grossartiger visueller Kniff.

Sanfte Emanzipation

Die Spannung im weiteren Verlauf liegt weniger darin, dass Beth die meisten ihrer Schachpartien gewinnen wird. Sondern über wen sie dabei siegt. Mister Shaibel legt schon bald seine Königsfigur quer aufs Brett, als Zeichen seiner Resignation, genauso wie die zwölf männlichen Schüler in seinem Schachklub sowie Beths ebenfalls ältere und andersgeschlechtliche Kontrahenten beim ersten offiziellen Turnier. Angelehnt an die wahre Erfolgsgeschichte von Bobby Fisher, der 1972 als erster Amerikaner beim Finale einer Schach-Weltmeisterschaft einen russischen Grossmeister, Boris Spasski, besiegte,

erzählt «The Queen's Gambit» eine fiktionale Geschichte einer jungen Frau, die sich in einer Männerdomäne durchsetzt. Die emanzipatorischen Töne, die Serie anschlägt, sind allerdings nicht feurig, sondern eher zeitgemäss sanft.

Beths Adoptivmutter Alma (Marielle Heller) wird von ihrem spiessigen Ehemann verlassen und jettet bald darauf mit Beth als deren Agentin durch die Welt. Doch aus den Fängen des typischen 1950er-Jahre-Hausfrauenschicksals kann auch sie sich nicht ganz befreien. Beth ihrerseits mag es nicht, als Schach-Profi auf ihr Geschlecht reduziert zu werden. Handkehrum macht sie sich immer wieder ein Vergnügen aus dem ablenkenden Effekt, den ihre Weiblichkeit auf ihre männlichen Gegenspieler ausübt.

Die britisch-argentinische Darstellerin Anya Taylor-Joy ist in der Rolle eine Entdeckung. Die 24-Jährige spielt den

Wandel vom in sich gekehrten Waisenkind zum prahlenden, aber selbstzerstörerischen Profi nie mit einer übertriebenen Deutlichkeit, sondern mit nuancenreicher Körpersprache und Mimik. Taylor-Joy hat ein Gesicht, das man nicht wieder vergisst. Die Serie profitiert auf grossartige Weise davon, wie die Darstellerin mit einer kaum merklichen Neigung ihres Kopfes oder mit dem Verziehen ihrer Oberlippe spürbar macht, was auf dem Schachbrett gerade passiert, selbst für Zuschauer, die wenig bis gar nicht mit den Regeln dieses Sports vertraut sind.

Das Hin-und-Her-Schieben der Figuren wird, gerade vor dem Hintergrund der überaus gross wirkenden Augen der Darstellerin, zu purem Drama. Da hätten wohl auch Kubrick und Bergman guldig zugeschaut.

«The Queen's Gambit», 7 Folgen auf Netflix.

Ich fühle mich diskriminiert, zum Glück!

Die französische Feministin Caroline Fourest untersucht, wie die postmoderne Linke die Werte der Aufklärung verrät

NICO HOPPE

Das Combahee River Collective, eine Gruppe amerikanischer schwarzer Lesben, schrieb 1977: «Wir glauben, dass die tiefste und möglicherweise radikalste Politik direkt unserer Identität entspringt und nicht der Aufgabe, der Unterdrückung von jemand anderem ein Ende zu setzen.» In ihrem soeben auf Deutsch erschienenen Buch erkennt Caroline Fourest in diesem Statement die Geburt der postmodernen Identitätspolitik, welche die Linke bis heute prägt. Fourest kritisiert den modischen Hang zum Identitären und Moralistischen, der zumindest in der jungen, neuen Linken längst den Ton angibt und nun auch weitere gesellschaftliche Bereiche unter Gesinnungsdisziplin zu stellen droht. Wie konnte es dazu kommen?

Der Band mit dem Titel «Generation Beleidigt» bietet ein umfangreiches Kuriositätenkabinett von Praktiken des Boykotts unliebsamer Gruppen, beson-

ders in Bezug auf die sogenannte kulturelle Aneignung. Die Werte der Aufklärung werden nicht als universell anerkannt; der Kulturrelativismus erhebt sich zum Stützpfiler des angesagten multikulturellen Bewusstseins. Fourest sichtet diesen fatalen Partikularismus besonders im Umgang mit Vertretern des fundamentalistischen Islams: «Ob sie nun vergewaltigen, verschleiern oder enthaupten, in dieser kruden Wahrnehmung sind sie vor allem eines: Rebellen und Verdammte dieser Erde, die versuchen, sich selbst zu dekolonisieren.» Mit dem Verweis auf die Herkunft kann alles verniedlicht werden.

Die Verwunderung über so viel abgründige Absurdität steht in Fourests Buch zwischen den Zeilen. Und sie weiss, wovon sie spricht. Ihre eigenen Vorträge werden von Studenten gestört – und als sie sich kritisch über das Diktat der Vollverschleierung äusserte, planten Studierende sogar eine «symbolische Steinigung». Zum Prinzip erhobene

Verletzlichkeit steht so neben der Lust am Krawall. Fourest sieht sich einer linken, sich offen gebenden Generation gegenüber, die ihr eigenes Unbehagen an jedem noch so kleinen Verdross zur Grundlage allen Urteils nimmt. Sie warnt davor, die Universitäten zu «intellektuellen Ghettos» verkommen zu lassen, deren «safe spaces» vor allem vor einem schützen: vor Erkenntnis.

«Hochgeschätzt wird in der heutigen Zeit das Opfer, nicht der Mut», hält Fourest fest. Die postmoderne Linke habe deshalb grösstes Interesse daran, dass die angeblichen Diskriminierungen fortdauern. Tribalistisches Schmoren im eigenen Dunst und die Anklage des weissen Eurozentrismus, sagt sie, gälten als beste Voraussetzungen für eine Karriere im akademischen oder kulturellen Opfer-Business. Sie über Privilegien zu echauffieren, sei der sicherste Weg, privilegierte Stellungen einzunehmen.

Fourests Erklärungsversuche für das Aufkommen der «Generation Be-

leidigt» bleiben indes bloss. Zwar mag das Wirken der identitären Linken tatsächlich hehren Idealen entspringen; warum die Ideen von Vielfalt und Offenheit jedoch in ihr genaues Gegenteil – Konformismus und Engstirnigkeit – umschlagen, vermag Fourest nicht überzeugend zu ergründen. Das liegt womöglich daran, dass sie bei aller Kritik an der Linken nach wie vor die grösste Bedrohung von rechts kommen sieht. Dem wäre entgegenzuhalten, dass sich eine Linke, die sich im Rekurs auf Identität vom Universalismus lossagt, gegen die zentrale Errungenschaft der westlichen Zivilisation stellt – und damit nicht weit entfernt ist von Positionen, welche die faschistische Rechte einst innehatte.

Caroline Fourest: Generation Beleidigt. Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Aus dem Französischen von Alexander Carstiu, Mark Feldon, Christoph Hesse. Edition Tiamat, Berlin 2020. 144 S., Fr. 31.90.

Buchpreis mit Überraschung

Autorin Anna Stern ausgezeichnet

(sda) · Für ihren Roman «Das alles hier, jetzt» erhält die Autorin Anna Stern den Schweizer Buchpreis 2020. Sie beschreibt darin den Prozess der Trauer um einen früh verstorbenen engen Freund. «Das alles hier, jetzt» ist gleichermaßen das intime Protokoll einer Trauer, ein Erinnerungsbuch und zudem sprachlich ungewöhnlich – wird doch nie ganz klar, ob es sich bei den Figuren um Mann oder Frau handelt.

Die Entscheidung der Jury für die 1990 in Rorschach geborene, produktive Autorin kommt eher unerwartet. Doch Stern habe einem der ältesten Themen der Literatur «eine völlig neue Form und unerhörte Töne abgewonnen», heisst es in der Begründung der Jury. Nominiert waren neben Stern auch Dorothee Elmiger für den Roman «Aus der Zuckerfabrik», Tom Kummer für seinen Roman «Von schlechten Eltern», Charles Lewinsky mit «Der Halbbart» sowie Karl Rühmann für «Der Held».